

THOMAS REICHERT

## In der Geschichte leben oder hoffen, daß sie bald vorübergeht? Zu Yoram Kaniuks Buch »Der letzte Berliner«

**Yoram Kaniuk: Der letzte Berliner.** Aus dem Hebräischen von Felix Roth, München: List Verlag 2002, 270 S., Euro 18,-.

Eine »schonungslose Provokation« wird Yoram Kaniuks neues Buch auf der Umschlagrückseite genannt: eine Charakterisierung, die meines Erachtens nicht zutrifft: Ist es eine Provokation, die Wahrheit zu schreiben? Kaniuk beschreibt Eindrücke in und von Deutschland, reflektiert über die Präsenz der Geschichte, über Erinnerung, schreibt von Begegnungen mit Menschen in Deutschland, mit Juden und Nichtjuden, skizziert prominente wie nicht prominente Personen: unter ihnen Rachel Salamander, Ignatz Bubis, Marcel Reich-Ranicki, Günter Grass.

### I

Was ist die »Wahrheit« dieses glänzend geschriebenen Buchs, was zeichnet es aus? Ein Satz aus Kaniuks Aufsatz »Dreieinhalb Stunden und fünfzig Jahre mit Günter Grass in Berlin« (*Die Zeit* Nr. 26, 21.6.1991, S. 53 f.) gibt einen Hinweis auf die Antwort: »Es läßt sich nicht ändern, es gibt Leute, die in der Geschichte leben, und andere, die möchten, daß sie möglichst bald vorübergeht.« Kaniuk gehört zu der ersten Gruppe, und sein Buch gibt Zeugnis davon.

In seinem kurzen Essay in der *Zeit*, der von einem Zusammentreffen mit Grass im Berliner Literaturhaus am 7. März 1991 und ihrer Auseinandersetzung über den Golfkrieg berichtet (vgl. auch *Der letzte Berliner*, S. 141–148), erzählt Kaniuk eine Geschichte, die er ausführlicher auch in *Der letzte Berliner* wiedergibt (S. 98–101): Ein Nachbar in Ramat Hascharon, der seine Frau und seine beiden Töchter in Auschwitz verloren und selbst überlebt hatte – er war das Vorbild für die Titelfigur in Kaniuks Roman *Der letzte Jude* (1985; dt.: Frankfurt a. M.: Dvorah 1990) –, dieser Nachbar also, Herr Gelbard, erfuhr von Kaniuk, daß er zu einem Abendessen zu Ehren Heinrich Bölls eingeladen war, der gerade Israel besuchte.

»Er fragte, ob Böll ein guter Schriftsteller sei, und ich sagte, ja. Er fragte, ob er ein guter Mensch sei, und ich sagte, ich nehme an, ja. Dann zögerte er etwas und bat mich, Herrn Böll um einen Gefallen zu bitten. [...] Ich fragte ihn, was für einen Gefallen, und er sagte, bitten Sie Herrn Böll darum, Herrn G. [d.h. ihm, dem Nachbarn] seine Töchter wiederzugeben.«

Mir war ganz schlecht zumute, aber als ich anrief, um abzusagen, wurden meine Ausreden nicht akzeptiert, und ich ging hin. Vor Böll drückte ich mich, aber er kam auf mich zu. Er war ein riesiger Mensch, der sich zu mir herabbückte, um zu fragen, ob ich mich vor ihm drücke, weil er Deutscher sei, woraufhin ich irgend etwas über meinen Nachbarn stotterte. Er bohrte weiter, und schließlich sagte ich ihm, worum mich mein Nachbar gebeten hatte. Er dachte einen Moment darüber nach und meinte, vielleicht bin ich genau aus diesem Grund nach Israel gekommen.«

Nachdem er ihm diese Geschichte erzählt hat, meint Kaniuk zu Grass, der Schmerz seines Nachbarn »verlange auf metaphysischer Ebene, daß er, Grass, und seine Bekannten aus der Friedensbewegung in Israel hätten sein müssen, nicht im Sinne einer tatsächlichen Reise, aber in diesem Jahrhundert gebe es eine ungeschriebene Verantwortung, daß deutsches Gas nicht noch einmal gegen Juden eingesetzt werden darf«. Kaniuk hätte erwartet, daß Hunderttau-

sende vor den Toren der Gasfabriken und Produzenten chemischer Waffen demonstriert hätten – wer dies nicht tat, habe »diese ungeschriebene Verpflichtung verletzt«. – Dies als ein Beispiel, was »in der Geschichte leben« heißen kann.

Wenn auch Kaniuk viele wahre »Fakten« wiedergibt, so geht es nicht primär um die Wahrheit von Urteilen, Aussagen, um Fakten: sondern um die Beziehung zwischen (nichtjüdischen) Deutschen und Juden, um die Beziehung der Menschen zur Realität – darum, wie diese wahrgenommen wird, ob sie als ein geschichtsloser Ablauf in die Zukunft hinein erlebt und gelebt wird oder ob die Vergangenheit, die Geschichte (die ja auch eine Eigenschaft der Menschen ist) darin präsent ist. Gezeigt wird die Wahrnehmung oder Nichtwahrnehmung der Realität in Deutschland. »In diesem Buch geht es um Erinnerung und um das, was man aus ihr macht und wie man sie lebt«, schreibt Kaniuk gegen Ende von *Der letzte Berliner*.

In einem Nachruf auf Elisabeth Bergner in einer deutschen Zeitung liest Kaniuk, die Schauspielerin sei gezwungen gewesen, Deutschland in den 30er Jahren zu verlassen – kein Wort, warum. »Da war wieder die fehlende Wahrnehmung einer Präsenz, die aus der Abwesenheit lebte. Sogar in Peking empfindet man die Abwesenheit der Juden stärker als in Deutschland.« (S. 192) Vermutlich wird niemand in China die Abwesenheit von Juden empfinden – und doch muß man Kaniuk wohl recht geben. Was sein Buch auszeichnet, ist, daß man in allem, was er anführt und beschreibt, zugleich den Blick des Autors sieht: einen Blick, der immer wieder auch zeigt, was man selbst hätte sehen können (und insofern mag das Buch für manchen eine Provokation sein).

## II

Yoram Kaniuk wurde 1930 in Tel Aviv geboren, 9 Monate nach einer Deutschland-Reise seiner Eltern, gemäß der Familiengeschichte »zwischen Weimar und Buchenwald« »empfangen«, den beiden Städten, die für ihn für Deutschland stehen, wie er 1996 in einem Gespräch mit Klaus Dermutz sagte (K. Dermutz: »Ich weiß wirklich nicht, wer ich bin.« Ein Gespräch mit dem Schriftsteller Yoram Kaniuk, FR, 27.4.1996). Ein Onkel von Kaniuks Vater wurde in Buchenwald ermordet; der Onkel war zum Christentum übergetreten und lebte in Berlin. Kaniuks Vater, der aus Galizien stammte, in Heidelberg und Berlin gelebt hatte, blieb zeitlebens der deutschen Kultur, Literatur wie Musik, verbunden, die Yoram Kaniuk durch ihn kennenlernte. Sein Vater erzählte ihm von Berlin: von Unter den Linden, vom Hotel Kempinski. Obwohl gebürtiger Israeli, hatte er also von klein auf starke Bezüge zu Deutschland.

Kaniuk wurde im Unabhängigkeitskrieg 1948 schwer verwundet; von 1951 an lebte er zehn Jahre in den USA, war Maler, bevor er zu schreiben begann. Er ist verheiratet und hat zwei Töchter. Im Interview mit Dermutz sprach er von einer dreifachen »Mission«: zu schreiben, sich um »eine Lösung für das israelisch-arabische Problem« zu bemühen – mit Emil Habibi hatte er das israelisch-palästinensische Schriftsteller-Komitee gegründet –, und »der deutsch-jüdische Dialog: der Versuch, den deutschen und den jüdischen Holocaust zu einem einzigen Holocaust zu machen. Solange der Holocaust nicht zwischen Deutschen und Juden geteilt wird, wird er uns verfolgen. Ich habe mein ganzes Leben lang diesen Dialog versucht, aber er ist mir nicht gelungen.«

## III

Kaniuk erzählt in *Der letzte Berliner* die fiktive Geschichte eines Mannes, der am 28. November 1939 dem gemeinsamen Sohn folgen und mit seiner Frau nach Palästina emigrieren will; doch seine Frau kommt nicht zum Treffpunkt und bleibt

spurlos verschwunden, so daß er allein fliehen muß. Seinen Enkel lehrt er in Israel, wie Berlin zu jener Zeit aussah, er macht ihn zu einem lebenden Stadtplan des Berlin vom 29.11.1939. Der Zweck: der Enkel wird im Jahr 1999 nach Berlin reisen, mit der Aufnahme jenes Tages im Kopf, um, von da ausgehend, herauszufinden, wo seine Großmutter 60 Jahre zuvor geblieben war (vgl. S. 24–30).

Der *letzte Berliner* aus dem Titel seines Buchs ist Kaniuk selbst: er kommt mit einem Bild von der Stadt nach Berlin, das sein Vater ihm vermittelt hat – mit einem Plan aus der Vergangenheit, wie jener fiktive Enkel. Wie dieser ist er der einzige, der die Erinnerung an das Berlin der Vergangenheit bewahrt hat. »Und wo sind die Trümmer?« fragt er Mitte der 80er Jahre bei seinem ersten Deutschlandbesuch auf Einladung des Bundespräsidenten sein »Kindermädchen«, d.h. seine offizielle Begleiterin in Berlin. »Ein Viertel von Berlin wurde im Krieg zerstört, und ein visuelles Zeugnis ist auch eine Form der Ethik.« (S. 50) Der »letzte Berliner« erinnert auch an den »letzten Juden« aus dem oben erwähnten Roman, der alles in seinem Gedächtnis bewahrt, was ihm seine Mithäftlinge erzählen, und dies nicht zu vergessen vermag. Kaniuk ist in gewissem Sinne mehr Berliner als die Berliner selbst: er bewahrt die Geschichte dieser Stadt (und Deutschlands) mehr als ihre Einwohner (und die nichtjüdischen Deutschen).

Als er im Sommer 1999 wieder Berlin besucht, auf den Spuren jenes fiktiven Enkels, faßt er den Plan zu diesem Buch, in dem er seine »Deutschlandreisen und die dort erlebten komischen und traurigen, bewegenden und banalen Erlebnisse« (S. 32), von denen er teils schon in anderer Form in israelischen und deutschen Zeitungen berichtet hatte, die teils aber auch noch nicht veröffentlicht wurden, zusammenfaßt:

»Ich wollte endlich verstehen, warum mein sterbender Vater, der niemanden von der Familie mehr erkannte, nach fünfzig Jahren in Israel mit dem Zeigefinger auf mich zeigte und Goethe zitierte, statt meinen Namen zu nennen. Und warum ich, der Sohn eines Mannes, der erst im Sterben der Deutsche wurde, der er immer sein wollte, der als lebendes Lexikon der deutschen Lyrik starb, im Geiste Goethe, Schiller und Heine im Original lese, obwohl ich Deutsch nicht lesen kann.« (Ebd.)

Von der hier skizzierten biographischen Basis aus schreibt Yoram Kaniuk.

#### IV

Bei allem Ernst hat das Buch auch urkomische Passagen. So etwa, wenn Kaniuk berichtet, wie er mit einer jungen Frau, Anja, im Auto in München unterwegs ist – nirgends ist ein Parkplatz zu finden, nur ein großer Platz ist völlig frei, der Parkplatz der Jüdischen Gemeinde. Aber dort dürfen nur Angestellte und Besucher ihre Autos abstellen. Es ist Samstag, Shabbat, und kein Mitglied der Gemeinde wird dort parken wollen; Kaniuk versucht, Anja davon zu überzeugen, daß sie dort ruhig hinfahren kann. Nach einigem Hin und Her fragt sie: »Soll ich das wirklich machen?« Ich sagte: »Sie sollen, schließlich bin ich Jude, oder nicht? Ich erlaube es Ihnen im Namen des jüdischen Volkes.« (S. 114)

Oder wenn Kaniuk das Drama beschreibt, als in Frankfurt die Straßenbahn nicht weiterfahren kann und eine Bahn nach der anderen hinter ihr anhalten muß und aufgehalten wird, weil ein weißer Mercedes auf dem Bürgersteig parkt und seine Stoßstange einige Zentimeter in die Fahrspur der Bahn hineinragt. Die Polizei ist zunächst machtlos – schließlich darf man dieses fremde Eigentum nicht eigenmächtig wegbewegen. »Bei uns in Israel«, meint Kaniuk, »wären ein paar wütende Autofahrer aus ihren Sardinenbüchsen gestiegen und hätten den ver-

fluchten Mercedes angehoben, weggeschoben und ihm vermutlich noch einen Tritt verpasst, als kleinen Denkkettel.« (S. 116) Die Polizisten schieben einen Strafzettel unter den Scheibenwischer, gucken in das Auto, »als ob dort die rettende Idee zu finden sei«, und machen »ernste Gesichter«. Schließlich erscheint ein höherer Polizeibeamter, der das Auto eine Weile studiert, telefonisch juristischen Rat einholt und dann »die nötigen Direktiven« gibt: »Drei kräftige Polizisten verschoben das Auto um sechs Zentimeter, obwohl er nur fünf angeordnet hatte, und die Straßenbahnen setzten sich in Bewegung.« (S. 117)

Natürlich soll solch Anekdotisches auch Eigenschaften karikieren, die Kaniuk bei Deutschen aufgefallen sind: etwa die Scheu vor dem Verbotenen, das in einer Situation sinnvoll ist, das Festhalten am Formellen, das aber Sicherheit gibt, den tiefverwurzelten Gehorsam.

## V

Mit Michael Krüger, dem Verleger des Hanser Verlags, bei dem 1989 die deutsche Übersetzung seines Romans *Adam Hundesohn* erschien, ist Kaniuk einmal bei Jürgen Habermas zu Gast, der bei München in einem Landhaus im Wald lebt. »Als ich dieses abgelegene Haus sah, dachte ich, wie leicht es gewesen wäre, hier Juden zu verstecken. Allein im Erdgeschoss hätte man vier Juden unterbringen können. Wer hätte sie mitten im Wald gefunden? Ich sagte Habermas nichts von diesem Gedanken. Er ist nicht schuld an dem, was nicht geschehen ist.« (S. 241 f.) Der Blick auch auf das, was *nicht* geschehen ist und *nicht* geschieht, ist eines der Grundmotive des *Letzten Berliners*.

In einem Abschnitt berichtet Kaniuk von der Einladung zu einem Essen anlässlich des 600jährigen Bestehens der Universität Heidelberg. Er schlägt seinem Gastgeber vor, man solle doch »mangels der jüdischen Präsenz an einer Universität, die zu meines Vaters Zeiten eine Hochburg des deutsch-jüdischen Geisteslebens war«, bei der Sechshundertjahrfeier darauf hinzuweisen, daß einst unter Kurfürst Ruprecht I. Juden aus ihren Häusern vertrieben wurden, um Platz für die Universität zu schaffen (S. 95 f.). »Ein solcher Hinweis aus dem Munde des Dekans wäre doch eine schöne Geste.« (S. 96) Ihm wird »grundsätzlich« recht gegeben, doch sei die Zeit dafür noch nicht gekommen. Und warum solle man den Leuten bei der Feier die Freude verderben? Kaniuk verweist auf die jüngere deutsche Geschichte und die Vertreibung der jüdischen Professoren von den Universitäten in Heidelberg und Freiburg unter Heideggers Ägide. Ein Reiseführer wisse zu Heidelberg in den zwölf Jahren der Naziregierung nur zu sagen: »Von 1933 bis 1945 blieb Heidelberg von Bombardierungen verschont.« (S. 97) Sein Gastgeber meint, er könne nichts zu Dingen sagen, »die sich 1386 oder 1933 ereignet hätten und für die er nicht verantwortlich sei« (ebd.). Seine Betreuerin vom Außenministerium zeigt sich danach entrüstet und fragt, warum ein intelligenter Mensch wie Kaniuk immer auf die Vergangenheit zurückkomme. Was habe die heutige Universitätsleitung damit zu tun? »Wir sind einem Wahnsinnigen zum Opfer gefallen. Er hat uns unser Land gestohlen. Wir haben einen fürchterlichen Preis dafür gezahlt. Doch das ist aus und vorbei.« (Ebd.)

Kaniuk öffnet immer wieder den Raum zur Vergangenheit: er zeigt, was die früheren Geschehnisse für die Menschen bedeutet haben, und verbindet die Menschen damals und die Menschen heute; so erscheint die Vergangenheit als ein Raum, welcher der Gegenwart gegenübertritt, zu ihr in Beziehung steht, sich eigentlich sogar mit ihr deckt. Der Zen-Buddhismus spricht davon, »sein Licht auf das scheinen zu lassen, was unter den Füßen ist; auf konkrete Geschichte

hin umgedeutet, ist dies ein gutes Bild für den Bezug von Vergangenheit und Gegenwart, gerade in Deutschland. – Es geht bei allem nicht darum, aus *political correctness* unsere Verantwortung für die Vergangenheit zu bekennen, es geht schlicht um Wahrnehmung der ganzen, umfassenden Realität, um das eigene Verhältnis zur Welt – und also auch darum, was für Menschen wir sein wollen, woraus wir leben und handeln.

Auf dem Gelände des Konzentrationslagers Buchenwald stand die Eiche, in deren Schatten Goethe mit Eckermann sprach. Hierhin wurden aus ganz Deutschland Schulklassen geführt: die Kinder sahen die Häftlinge nicht, die einen Steinwurf entfernt starben. Oder: Sie sahen es, nahmen es aber nicht wahr, wie ein Teilnehmer dieser Ausflüge nach dem Krieg bekannte (vgl. S. 157 f.). »Die Realität war nicht relevant.« (S. 158)

## VI

Kaniuks Thesen sind immer wert, darüber nachzudenken, auch wo man sie nicht teilen mag wie etwa bei seiner negativen Haltung zum Jüdischen Museum in Berlin und Eisenmanns Mahnmal. Er lehnt das Jüdische Museum ab, »weil es der Kommerzialisierung oder Minimalisierung des Leidens Vorschub leistet« (S. 59). »Die Juden sind durch ihr Überleben ein jüdisches Museum in Deutschland.« (Ebd.) Er ist gegen das Stelenfeld, weil es kein Mahnmal gebe, das den Holocaust repräsentieren könne (S. 60); dem, was er entgegensetzt, kann man nicht widersprechen:

»Etwas, was dem Gedenken, das ich meine, näher kommt, ist der riesige konvexe Spiegel in Steglitz, auf dem die Namen von Hunderten Juden stehen, die einmal dort gewohnt haben. Wenn man in den Spiegel schaut, wird man einer von ihnen. Oder die Namen der früheren Hausbewohner auf der nackten, abgeblätternen Steinwand des schwarzen Hauses neben der Neuen Synagoge in Ostberlin in der Oranienburger Straße – diese harmlosen Namen auf der Steinwand sind ein jüdisches Museum.« (Ebd.)

Wenn ich Kaniuk richtig verstehe, sieht er das Unspektakuläre, Alltägliche als angemessene Erinnerung, das Bewahren der Vergangenheit in die Gegenwart; ihm widerstrebt das Heraus- und Hervorgehobene, das »Grandiose«.

## VII

Es gibt eine Fülle von Sätzen in diesem Buch, die es wert wären, zitiert zu werden, und es gibt eine große Zahl von Eindrücken und von Geschichten, die man weitergeben möchte. Diese Stärke des Buchs könnte man als eine gewisse Schwäche auslegen, insofern es keinen durchgehenden Aufbau zu haben scheint, sondern aus einer Vielzahl von einzelnen Reflexionen und Episoden besteht. Aber bei genauem Hinsehen erweist sich dieser Einwand nicht als stichhaltig. Zum einen ist die Person des Autors, sein Blick auf die Realität – die aus den Haltungen und dem Tun der Menschen besteht und folglich zu großen Teilen im Bericht über Begegnungen abgebildet ist –, in allem präsent und hält das Buch zusammen; zum anderen: man erkennt, wenn man das Buch ganz gelesen hat und nochmals einzelne Geschichten nachschlägt, wie alles zusammen ein intensives Bild von der bleibenden Gegenwart der Geschichte ergibt: eine Präsenz, die zu übersehen oder gar zu leugnen schlicht inhuman ist. Kaniuks hervorragendes Buch ist ein Lehrstück über eine sensible, adäquate Wahrnehmung der Realität, in der wir in Deutschland leben.